

Menschen in Europa

Kaum jemand kennt sich in Europa, vor allem in Mittel- und Osteuropa, so gut aus wie der Salzburger Schriftsteller und Publizist Karl-Markus Gauß. Gleich zu Beginn des Interviews machte er rasch klar, dass er kein Wissenschaftler sei oder gar Studien betreibe. „Ich schreibe und fühle mich im weitesten Sinne der realistischen Literatur zugehörig“, so Gauß. „Ich bilde nicht alles ab. Ich habe natürlich auch eine Zuneigung zu den Leuten von dieser Sicht von Leben. Vielleicht bringe ich die auch stärker heraus als manche andere. Das ist zwar nicht direkt mein Ziel, aber das passiert.“ Alles wiederum gute Gründe für die TUP, Näheres zu Europa von Gauß zu erfahren.

Herr Gauß, Sie waren und sind viel in Europa, auch und vor allem in Mittel- und Osteuropa, unterwegs. Zunächst ganz generell gefragt: Denken Sie, dass die Menschen vor Ort überhaupt an Europa oder an der EU interessiert sind? Gibt es eventuell gar eine Art von europäischem Gedanken, den Sie wahrnehmen oder ausmachen konnten?

Karl-Markus Gauß: Die meisten Menschen, die ich getroffen habe, sind an Europa sehr interessiert. Ob dabei nun ein hehrer europäischer Gedanke mitschwingt, der mit unseren viel beschworenen Werten und ähnlichen Dingen zu tun hat, das möchte ich eher bezweifeln. Europa ist aber immer noch so etwas wie ein Hoffungsname. Und dies, obwohl die Menschen in zahlreichen Ländern Osteuropas erlebt haben, dass die Entwicklung der EU sehr wenig für eine soziale und sozialrechtliche Besserstellung der Mehrheit der Bevölkerung mit sich brachte.

Woher kommen Ihr Interesse und Ihre Sympathien für die Menschen vor allem in den Ländern und Regionen Mittel- und Osteuropas?

Ein wichtiger Moment ist schon der, dass ich herkunftsmäßig aus einer gemischten Region stamme. Meine Eltern waren Donauschwaben. Deutsche also, die aus dem Schwabenland, Elsass und verschiedenen deutschen Gebieten im 18. Jahrhundert von der Kaiserin Maria Theresia gerufen wurden, um die sogenannte Militärgrenze an der Donau – im heutigen Gebiet von Serbien – zu besiedeln. Dieses Gebiet war ja nach vielen Türkenkriegen verwüstet und entvölkert. Nach 1945 sind die Donauschwaben dann mehrheitlich in Form einer ethnischen Säuberung dieser Regionen vertrieben worden; anders kann man es leider nicht sagen. Meine Eltern haben alle Sprachen der Region gesprochen. Und ohne das Ganze jetzt zur Völkeridylle verklären zu wollen: Ich habe von der Kindheit mitbekommen, dass man auch in verschiedenen Völkern denken kann.

Dann kam aber noch etwas dazu.

Und zwar?

Ich finde, die Aufgabe von Schriftstellern muss es keineswegs sein, auf der Trompete des Fortschritts zu spielen. Ich möchte aber schon danach fragen, was passiert, wenn es zum

Beispiel einen multinationalen Verlust in Ländern gibt. Was passiert eigentlich mit den Menschen, wenn sich Staaten neu organisieren müssen? Mich haben diese Länder aber auch aus einem reinen Schriftstelleregoismus mehr interessiert.

Das müssen Sie uns kurz erklären.

Nun ja, wenn ich jetzt zum Beispiel zwei Monate nach New York fahren würde, könnte ich sehr wahrscheinlich ein Buch über New York schreiben. Über New York kann man sicherlich auch noch tausend Bücher schreiben. Aber es gibt so viele Leute, die da besser Bescheid wissen als ich. So bin ich eigentlich immer dort hingefahren, wo ich zwar kein Entdecker bin, aber auch wieder nicht auf einem total beackerten Gelände unterwegs sein musste. Das hat mir immer mehr Freude gemacht.

Was haben diese Reisen mit Ihnen gemacht?

Meinem Buch „Zwanzig Lewa oder Tod“ habe ich folgendes Motto vorangestellt: „Öffne die Augen und du wirst sehen: Hier bist du daheim.“ Darin finde ich mich wieder. Selbst in Moldawien, was vielleicht für mich das fremdeste Erlebnis als Besucher und als Autor war, habe ich Dinge entdeckt, die mir das Gefühl gaben, zu Hause zu sein. Natürlich nicht in dem Sinne, dass ich übermorgen dorthin übersiedle. Aber es gibt immer wieder vieles auf meinen Reisen, in dem ich mich wiederentdecken kann. Das macht natürlich meine Identität auch wieder komplexer, reicher und vielleicht auch schwieriger.

Hat das auch die Sinne geschärft für das, was dann jeweils danach gekommen ist?

Ja, sicher! Und: Ich komme immer wieder gerne nach Hause zurück. Das Schöne an der Fremde ist auch, dass ich mir dort selbst begegne und mich – ohne das nun sensationell aufzuplustern – nach der Rückkehr hier alles ein bisschen merkwürdiger oder auch fremder anmutet. Ich werde durch diese Reisen bereichert in meiner persönlichen Weltwahrnehmung; manches, was mir selbstverständlich ist, ist gar nicht so selbstverständlich; anderes, das mich völlig fremd anmutet, ist – wenn man es einmal länger anschaut – gar nicht so fremd.

Auf Ihren Reisen haben Sie immer wieder im Kleinen etwas gefunden. Sind bei den Menschen denn überhaupt die großen europäischen Themen Thema?

Die meisten beschäftigen im Alltag ganz andere Dinge. Ich glaube, dass es Europäer sind, ohne auf die Idee zu kommen, dass sie Europäer wären. Sie sind auch keine ungarischen oder slowakischen Nationalisten. Sie spüren natürlich nolens volens die große Kraft der wirtschaftlichen Entwicklung weltweit, weil die ja in jedes Kaff durchschlägt. Ich glaube aber, die Leute im kleinen Teil sind wesentlich weiter als ihre Regierungen, die sie sozusagen anleiten, das Falsche zu wählen. Die meisten Menschen sind keine Anti-Europäer. Auch in Ungarn nicht. Doch besteht folgende Ambivalenz: Im Alltag ihres Dorfes sind sie eigentlich ziemlich multikulturell. Dort gibt es einen Slowaken oder zwei Rumänen, mit denen sie gut auskommen. Aber in den Bereichen, in denen sie zu Recht oder Unrecht das Gefühl haben, dass es ihnen heute schlechter geht als vor zwölf Jahren, glauben sie auf eine etwas diffuse Art, dass die Globalisierung mit ihren Folgen daran schuld ist. Und das stimmt ja in gewissem Sinne auch, aber die transnationalen Konzerne sind ihnen unendlich fern, der

vermeintliche andere in derselben Stadt aber sehr nah. Und auf einmal identifizieren sie ihn, nicht die makroökonomischen Entwicklungen, mit ihrer Misere.

Wenn wir einmal vom Kleinen eine Brücke auf die EU-Ebene schlagen: Wird dort überhaupt wahrgenommen, was für vielfältige Facetten in der EU existieren? Wie ist da Ihre Wahrnehmung?

Ja und nein. Meine Erfahrung mit der EU ist die, dass wir sie uns nicht als eine monolithische Organisation vorstellen dürfen. Im Wirtschaftssektor erzeugt die EU genau jene Probleme, die in Beitrittsländern wie Bulgarien oder Rumänien manches verwüsten. Andererseits gibt es in der EU wieder Abteilungen, die bestimmte Dinge sogar in Gesetze gießen, an die vorher gar nicht zu denken war.

Zum Beispiel?

Nehmen Sie die Arbëreshë. Das sind die Albaner im Süden von Italien, vor allem in Kalabrien und Apulien. Sie leben da seit 500 Jahren und sind damals, als in ihrer alten Heimat die Osmanen vorgedrungen sind, mit Schiffen in dieses Gebiet südlich von Neapel gesiedelt. Von ihren Nachfahren sprechen heute noch ungefähr 200.000 Leute ein Albanisch, das in Albanien gar nicht mehr verstanden wird, weil sich dort das Albanische verändert hat. Die Arbëreshë sind noch nie so gut gefördert worden wie jetzt – aber nicht etwa von der Region Kalabrien oder vom italienischen Staat, sondern von der Europäischen Union. Wenn man dort in die Dörfer fährt, gibt es in jedem dritten Ort ein Kulturhaus, auf dem steht: Gefördert mit Mitteln der Europäischen Union. Gleichzeitig hat die EU aber auch in diesem Gebiet auf große landwirtschaftliche Betriebe gesetzt und den Arbëreshë, die teilweise ganz kleine Landwirtschaften hatten, ihre Existenzgrundlage entzogen. Das heißt: Es wirken in der EU verschiedene Kräfte auf- und gegeneinander. Man soll das, was die EU zuwege bringt, nicht blindlings rühmen, aber auch nicht gewohnheitsmäßig verleugnen. Das Verrückte ist nur: Wirtschaftlich fördert die EU eigentlich die Zerstörung der kleinen Nationalitäten – was wiederum von den größeren Nationen auch als Teil eines notwendigen Fortschritts hingenommen wird –, und auf einer anderen Ebene tut sie ziemlich viel für die Würdigung kleiner Nationalitäten. Es gibt Gelder für Sprachunterricht, für Museen, für vieles, was für sie ziemlich wichtig ist – und was übrigens auch gar nicht so viel kostet im Vergleich zu anderen Dingen.

Sie waren in Ländern und Regionen jenseits des Wohlstands unterwegs. Und trotzdem – auch wenn es Ihr je subjektiver Blick ist – hatte man immer den Eindruck, dass die Menschen sich mit ihren Lebensumständen arrangieren können und durchaus eine Form von Zufriedenheit ausstrahlen.

Ich bin da immer hin- und hergerissen, inwieweit der Zusammenhang zwischen Wohlstand und Zufriedenheit hergestellt werden kann. Der bestehende oder einigermaßen gesicherte Wohlstand bei uns hat die Leute hier weder warmherziger noch glücklicher gemacht. Warmherziger wäre schön, und sozial empfänglicher wäre sowieso gut. Sie sind individuell, glaube ich, nicht glücklicher als jene Menschen, denen es materiell schlechter geht. Andererseits

gibt es natürlich Verhältnisse, die so bedrückend sind, dass man sich vor einer Romantisierung von Zufriedenheit in ärmlichen Verhältnissen dringend hüten sollte.

Sie hatten an anderer Stelle einmal gesagt, dass für Sie die Donau insofern ein Gradmesser für entstehende Entwicklungen in ihren Anrainerstaaten ist, als sich daraus verallgemeinerbare Tendenzen ablesen ließen. Sie kennen alle Länder längs der Donau – Deutschland, Österreich, Slowakei, Ungarn, Kroatien, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Moldawien, Ukraine. Gegenwärtig ist in beinahe allen Ländern der rechte Rand erstarkt oder auch schon tief in der Gesellschaft verankert. Haben Sie das auf Ihren Reisen auch so wahrgenommen?

Ich erlebe es nicht als eine gleichförmige Entwicklung. Ich glaube, dass die rechten Bewegungen in Österreich oder in Deutschland etwas substanziell anderes sind als die in Bulgarien oder Rumänien.

Woran sind die Unterschiede festzumachen?

Je weiter man nach Osten kommt, umso mehr ist die rechte Bewegung tatsächlich eine Bewegung derer, die durch die Entwicklung in der Europäischen Union marginalisiert wurden; die eigentlich aller Sicherungen in ihrem Leben verlustig gegangen sind. Blickt man nach Westen, zum Beispiel nach Österreich, stimmt das jedoch schon nicht mehr. Hier in Österreich etwa sind jene, die tatsächlich marginalisiert werden, nicht per se rechts. Sie gehen entweder gar nicht wählen oder sie bleiben ihrer christlichen oder sozialdemokratischen Identität verhaftet. Diejenigen, die in Österreich rechts wählen – und ich nehme an, dass es in Deutschland nicht anders sein wird –, das sind jene, die durch die sozialstaatliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte sehr gewonnen haben; die nicht in prekären Verhältnissen leben, aber fürchten, dass es ihnen eines Tages womöglich auch blühen könnte. Und die einen enormen Hass entwickeln auf alles, was ihnen eventuell wieder etwas vom Erreichten wegnehmen könnte. Das eigentlich Inakzeptable daran ist für mich jedoch die Tatsache, dass die Kritik dieser Leute sich nicht gegen die großen Gewinner und die großen Abzocker richtet, sondern sich als Hass gegen jene manifestiert, denen es noch ein bisschen schlechter geht.

Was meinen Sie konkret?

Es ist bekannt, dass ein paar große Konzerne sich Tricks einfallen lassen, um auf legale oder auch illegale Weise keine oder viel zu geringe Steuern zahlen zu müssen. Das Seltsame nur: Die Aversion der Bevölkerung richtet sich weder gegen dieses System, das sich mit einer vernünftigen europäischen Politik ja verändern ließe, noch gegen deren Nutznießer, sondern zum Beispiel gegen die Bettler, die ohnedies im Dreck sitzen. Oder gegen Flüchtlinge, die auch nicht gerade im Wohlstand leben. Dies ist leider festzustellen, und man muss natürlich darüber nachdenken, inwieweit das vielleicht doch mit einem autoritären Charakter zusammenhängt.

In Rumänien oder Bulgarien sind es andere Motive, sagten Sie vorhin. Welche?

Es ist in jedem Land ambivalent. In Bulgarien zerfällt die Gesellschaft zusehends, aber sie wird noch durch ein Einziges zusammengehalten: nämlich durch den gemeinsamen Hass auf die Roma. Alle Leute, die ich getroffen habe, seien es fortschrittliche Schriftsteller, alte kommunistische Kader oder liberalistische Jungunternehmer, waren sich in einem sofort einig: Es ist einfach furchtbar mit den Roma, und diese tragen nichts zur Identitätsbildung oder auch zum Wohlstand des Landes bei.

War das schon immer so oder ist es jetzt erst ausgebrochen?

Das ist jetzt erst ausgebrochen. Bis 1989 waren die Roma nicht wohl gelitten, aber qua Staatsideologie Proletarier unter anderen Proletariern. Sehr schnell nach 1989 ist diese gemeinsame Zwangsidentität als Proletarier in ethnische Unterscheidungen zerfallen. Den Roma ist es in der kommunistischen Zeit nie so schlecht gegangen wie heute in der quasi marktwirtschaftlich demokratischen. Diese Seite ist abstoßend und – bei aller Sympathie für das Land und die Leute – schwer zu ertragen. Andererseits ist gerade Bulgarien auch ein wirkliches Opfer der EU-Politik.

Inwiefern?

Im Grunde sind die am besten ausgebildeten Bulgaren von den westeuropäischen Staaten regelrecht herausgekauft worden. In ländlichen Regionen Deutschlands, in denen Ärztemangel herrscht, sind inzwischen etwa 2.000 bulgarische Ärzte tätig. In England sind es noch viel mehr. Diese fehlen natürlich in Bulgarien. Fehlen in einem Land, in dem das Gesundheitssystem in bestimmten Provinzstädten oder Provinzregionen nahezu zusammengebrochen ist. Wer möchte es andererseits den einzelnen Ärzten aus Bulgarien wiederum übel nehmen, wo sie dort nur 300 Euro Monatslohn verdienen würden. Davon lässt sich auch in Bulgarien kaum mehr auskommen. Es mag verkürzt klingen, aber ist nahe an der Realität: Diejenigen, die im Land bleiben, werden rasch korrupt innerhalb des Systems; die anderen lassen sich herauskaufen und gehen halt in eine bayrische Provinzstadt oder in ein bayrisches Dorf und machen ihre gute Arbeit dort. Ihre Kinder werden vermutlich in Deutschland bleiben und fehlen wiederum als nächste Generation in Bulgarien. Das ist eine Migration oder eine Offenheit der europäischen Grenze, die ziemlich fragwürdig ist.

Noch schlimmer ist es in dem Nicht-EU-Land Moldawien, das in die EU zu streben versucht. Dort beschleicht einen das Gefühl, es fehlt die ganze Generation zwischen 20 und 60. Die sind alle entweder in Russland oder in der Türkei oder Italien, Deutschland, Österreich als Pflegekräfte, als illegale Handwerker und leider auch als Prostituierte. Moldawien lebt als Staat wiederum zu einem gewissen Teil von den Geldern, die von dieser legalen und halblegalen oder illegalen Arbeit zurückfließen.

In den Entwicklungen Mittel- und Osteuropas irritiert die Ungarns am meisten. Ganz banal gefragt: Wie ist es möglich, dass das Land so rasch in den Würgegriff Viktor Orbáns und seiner Spießgesellen geraten konnte und dabei die mächtigen Politiker*innen der EU ihnen kaum in den Arm greifen? Es müsste doch das ureigenste Interesse poli-

tisch verantwortlicher EU-Politiker*innen sein, dass das Land sich wieder auf demokratische Pfade begibt?

Absolut. Dass Ungarn nicht zur Ordnung gerufen werden kann, ist beschämend und ist auch völlig falsch. Ungarn ist wirklich das drastischste Beispiel einer Entwicklung nach rechts. Gestatten Sie mir dazu vielleicht eine kleine polemische Seitenbetrachtung: Offenbar haben die Ungarn ein wahnsinnig fragiles und beschädigtes Selbstbild, wenn sie glauben, dass sie als 8-Millionen-Volk von mittlerweile 800 muslimischen Flüchtlingen, die sie bei sich haben, kulturell zerstört, vernichtet und überwölbt werden. Das ist einfach unglaublich. Es ist übrigens kurios, wie der entsprechende Wikipedia-Eintrag Ungarn geradezu als Flüchtlingsland charakterisiert, das eine enorme Last an Flüchtlingen geschultert habe: Da werden einfach alle Abertausende, die in den letzten Jahren binnen zwei Tagen oder zwei Wochen durchs Land expediert und über die österreichische Grenze gejagt wurden, als „muslimische Flüchtlinge“ in Ungarn zusammengerechnet.

Doch zu Ihrer eigentlichen Frage: Ungarn ist ein kommunistisches Land, das man gewissermaßen in unser westliches System hereingeholt hat. Da gibt es komischerweise eine stärkere Beißhemmung als etwa beim Umgang mit Griechenland, das vor ein paar Jahren zügig in den finanzpolitischen Würgegriff der EU genommen wurde. Vielleicht glaubt man, dass es für uns spreche, dass Ungarn nicht mehr kommunistisch ist. Tatsächlich ist Ungarn von allen Ländern Europas in jederlei Hinsicht dasjenige geworden, das sich von all dem, was wir eigentlich mit der EU haben wollten – ob nun demokratische Werte oder Rechtsstaatlichkeit –, am weitesten entfernt hat.

In Ungarn ist nicht nur der Staat so geworden, wie ihn Viktor Orbán durch Tricks und durch unlautere Sachen gemacht hat. Es ist auch die Gesellschaft relativ weit zerstört. Ich habe in „meiner“ Zeitschrift „Literatur und Kritik“ vor gut einem Jahr ein Sonderheft über das „andere Ungarn“ gemacht. Wir haben zwanzig Autoren aufgebeten. Das Interessante dabei: Bestimmte Autoren, die durchaus berühmt sind, verhalten sich immer noch lavierend; sie sind nicht dafür, was sich in Ungarn abspielt, aber dagegen, sich allzu deutlich öffentlich zu äußern.

Ich denke, es kommt aber noch etwas anderes im Falle Ungarn dazu.

Und zwar?

In Ungarn äußert sich am stärksten, was auch für die anderen osteuropäischen Länder zutrifft: Verlustängste. Wir dürfen nicht vergessen: Die Länder sind teilweise nie, aber auf alle Fälle nicht seit 1945 souverän gewesen. Und kaum waren sie es nach 1989, blühten ihnen ganz schnell die Heilsversprechen eines EU-Beitritts. Die EU wiederum hatte und hat auf ihrem historischen Programm, die Nationen und die Bedeutung der Nationalstaaten für die EU abzubauen. Wir hatten und haben also Länder im Osten, die nur eine ganz geringe Zeitspanne überhaupt Herr im eigenen Haus waren und rasch vor die Anforderung gestellt wurden, dieses und jenes der EU zu übertragen, weil das nun mal der Gang des Fortschritts verlange. Da sind Verlustängste entstanden nach der Devise: Jetzt haben wir eh erst so kurz Zeit gehabt, unsere eigene Souveränität zu etablieren, und schon sollen wir wieder alle möglichen nationalen Befugnisse abgeben. Ich finde es nicht richtig, dass die Staaten gegen diese

Entwicklung opponieren. Aber es leuchtet mir durchaus ein, wie es dazu kommen konnte, wie es jetzt ist.

Generell aber glaube ich nicht, dass es in Europa eine wachsende rechtsradikale oder rechtsgerichtete Bewegung gibt, die vom Volk ausgeht. Das Nationale hat sich auf einer bestimmten Ebene der Politik leider wieder erhoben. Auf einer niederen Ebene jedoch eigentlich aufgelöst. Denn es ist ja völlig skurril: Im mittel-südosteuropäischen Raum gibt es überhaupt keine autochthonen, also reinen Menschen der einen oder der anderen Nation mehr. Den reinen Kroaten, den möchte ich einmal sehen. Durch die historische Vermischung ist das völlig illusorisch.

Nun gibt es in Schottland, in Belgien, Katalonien oder Norditalien seit vielen Jahren eine offen kundgetane Identifizierung mit der Region bis hin zu Abspaltungsgedanken. Sind das singuläre Phänomene, die demokratiegefährdend sein können, oder wie schätzen Sie das ein?

Ich bin durch meine Fahrten und Beobachtungen zu der Auffassung gelangt, dass die Regionen eine wichtige Rolle spielen. Es ist also völlig richtig, ihre Rolle für den europäischen Integrationsprozess zu würdigen. Es ist aber historisch schlichtweg falsch zu meinen, dass es die Nationen sind, die für alles, was den Zusammenschluss Europas hindert, die Schuld tragen. Weder sind die Nationen per se teuflische Gebilde noch die regionalistischen Bewegungen per se demokratisch. Zum Beispiel Katalonien. Ich habe große Sympathien für die Katalanen und finde es katastrophal, wie der spanische Ministerpräsident Rajoy ihr Aufbegehren niederschlägt. Aber was Anhänger der Separation fordern, ist heute längst nicht mehr nur Gleichberechtigung ihrer Sprache, Kultur, Bildungsinstitutionen, de facto fühlen sie sich als überlegene, ja, was eigentlich: als überlegene Nation. Das ist das Erste: Die Katalanen revoltieren nicht als Regionalisten, sondern als Nationalisten, die ihre Sprache für viel schöner halten als jede der Welt und einen Kult des kleinsten Unterschieds betreiben. Das Zweite: Sie verlangen keine demokratischen Werte, sondern ökonomische. Sie sagen: Wir haben am meisten Geld von allen spanischen Regionen und sollen den ärmeren was abgeben, das wollen wir nicht. In diesem Sinne sind die ach so demokratischen Katalanen viel näher bei den reaktionärsten Regionalisten Europas wie der Lega Nord. Und bei der geht es vornehmlich um Geld; hinzu kommt dort aber noch ein inneritalienischer, kolonialer Rassismus dazu.

Was meinen Sie damit genau?

Der Wohlstand im Norden Italiens wurde letztlich darauf aufgebaut, dass über Generationen Arbeiter aus Süditalien in die Firmen der Lombardei gekommen sind, um die dortige Wirtschaft aufzubauen. Heute beginnt für die Anhänger der Lega Nord südlich von Rom bereits Afrika, und man möchte mit den dortigen Menschen nichts zu tun haben. Vielmehr wollen sie eine wunderbare Großregion, die die Lombardei und Südtirol, Tirol und vielleicht auch Bayern umfasst. Und gegen so etwas bin ich natürlich sehr.

Aber natürlich keimt in den regionalistischen Bewegungen auch viel Hoffnungsvolles. Es ist gut, wenn man etwas Spezielles, mit einer bestimmten Gegend und ihren Traditionen Verbundenes hat und dies auch verteidigen kann. Das finde ich großartig. Vor allem dort, wo diese Regionen unterdrückt oder benachteiligt werden; wo die Sprache vor Gericht nicht

anerkannt wird; wo man ihnen einfach irgendwelche Kraftwerke hineinbetoniert und sie überhaupt keine Chance haben, sich dagegen zu wehren. Da bin ich für die Regionen. Dort jedoch, wo sie sich von den alten Staaten lösen wollen, weil sie aufgrund bestimmter ökonomischer Entwicklungen ein bisschen mehr und auch etwas in eine andere Richtung zahlen sollten, dort finde ich das überhaupt nicht großartig. Das wäre das falsche Verständnis von europäischer Vielfalt.

Interview: Peter Kuleša

In der kommenden Ausgabe der TUP (Heft 2-2018, erscheint Anfang Juni 2018) sprechen wir mit Karl-Markus Gauß über die Roma in Europa.

Karl-Markus Gauß

ist ein österreichischer Schriftsteller und Publizist und lebt in Salzburg. Zuletzt erschien von ihm im Zsolnay-Verlag der Band „Zwanzig Lewa oder tot“.